



Auszug aus seinen „Erinnerungen“, die er Anfang 1997 fertigstellte.

Hermann Klotz † 1998

Mit 16 Jahren in den Krieg

Von der Schule weg als Flakhelfer

Unsere Gymnasialklasse wurde am 10.1.1944 als Luftwaffenhelfer eingezogen und wir kamen zu einer in Stuttgart-Stammheim stationierten Flakbatterie. Die Klassenkameraden wurden den einzelnen Geräten und Kanonen (8,8 cm) zugewiesen. Mich verschlug es zum Kommandogerät.

In den ersten sechs Wochen hatten wir in unserer Freizeit reichlich Gelegenheit, Sport zu treiben, bis unsere Vorgängerklasse zur Wehrmacht kam. Nach einem halben Jahr hieß es „Stellungswechsel“. Eine Vielzahl von Legenden gingen um, so auch, wir sollten in eine herrliche Landschaft mit schönem Ausblick auf Berge versetzt werden. Alles Gerede ließ eine Stellung in den Alpen in Österreich vermuten, da im Sommer 1944 die Amerikaner ihre Langstreckenbomber von Italien aus starteten. Im Güterbahnhof Stuttgart wurden wir mit neuen, leistungsfähigen Geräten und Geschützen verladen und ab ging die Fahrt. Als wir durch Nürnberg fuhren, über die tschechische Grenze und in Pilsen halt machten, kamen bei uns Zweifel auf an den „schönen Alpen“. Und der Truppentransporter fuhr weiter über Prag bis Kattowitz – Auschwitz nach Chelmek. Dort bezogen wir Stellung.

Weil wir aus der 4. Oberschulklasse einberufen worden waren, mussten wir trotz ständigen



Schüler im Einsatz als Flugmelder.

Fliegerangriffen und somit Feuerbereitschaft der Großkampfbatterie (18 Geschütze 8,8 × 41) immer wieder am Schulunterricht einer entsprechenden Klasse 5 teilnehmen. Deshalb hatten wir auch drei Lehrer dabei: den Gefreiten Mannsperger (später Weil der Stadt), den Unteroffizier Simoneit (später Sigmaringen) und den Zivilisten Bögelein, Lehrer u. a. für Chemie.

Held oder Feigling?

Anfang Januar 1945 waren wir mit unseren Flakgeschützen in Erdkampf gegen Russenpanzer T 34 abkommandiert worden und mussten deshalb die nicht benötigten Kommando- und Funkmessgeräte sowie den Malsi-Umwerter abliefern. Wir bezogen eine Stellung nahe einem verlassenen Bauernhof, stellten die Geschütze – nicht wie in Chelmek im Schutzwall – sondern auf dem freien Feld auf. Wir quartierten uns in der Scheune ein, Offizier und Unteroffiziere sowie die Verpflegungsstelle im bescheidenen Wohnhaus.

Die Geschütze wurden von patrouillierenden Posten gegen Partisanen bewacht und zur Sicherheit wurden gegen die heranrückende Hauptkampflinie rund um die Uhr Vorposten gestellt. Zunächst war alles noch ruhig und friedlich. Wer dazu eingeteilt war, reinigte die 15 kg schweren Granaten mit Aufschlagzündern oder versuchte sich in der unbeheizten Scheune warm zu halten. Waren doch draußen Temperaturen über dem Schnee von –30 Grad Celsius und dazu blies ein starker, kalter Nordostwind.

Eines Abends wurde ich zum Vorposten eingeteilt. Ich bezog meinen Guckplatz und benutzte das Schneeloch meiner Vorgänger zum Niederlegen. So lag ich da ohne Winterausrüstung, mit Stahlhelm, dickem Wachmantel ohne Schal, dünner Hose, kurze Rohrstiefel. Mein französisches, langes Chassepot-Gewehr hielt ich fest im Arm. Zur Tarnung hatte ich ein Leintuch über mich gezogen, damit die dunkelblaue Farbe des Wachmantels nicht vom Schnee abstach. Die Zeit verrann, ich lag scharf horchend da. Meine Armbanduhr hatte ich wegen der Leuchtziffern nicht mit. Je mehr ich fror, desto unendlich langsamer verging die Zeit. Plötzlich hörte ich näher kommende Geräusche. Was war das?

Während ich noch überlegte, konnte ich es deutlich als ein Kettengeräusch identifizieren. Und da sah ich auch schon in der hellen Mondnacht das Ungetüm auf mich zurollen. Es war ein russischer Panzer mit aufgesessener Infanterie. Deutlich konnte ich die Soldaten mit ihren Pelzmützen und den Schnellfeuergewehren ausmachen.

Was sollte ich tun? Einen Schuss abgeben? Dann wäre ich vielleicht ein Held, oder was mir



Wir werden das Notstromgerät doch zum Laufen bringen.

wahrscheinlicher war, ein Toter. Während ich überlegte, sah ich, dass der Panzer so etwa 20 Meter an mir vorbeifahren würde. Blitzschnell zog ich mein Leintuch über den Kopf und verharrte mucksmäuschenstill. Das Geräusch der Ketten wurde immer leiser und ich wagte nach einiger Zeit, Umschau zu halten. Zunächst hatte ich überlebt und ich hoffte mit meinen 16 Jahren, vielleicht die Heimat noch einmal wiedersehen zu dürfen.

Der Versuch, zu meiner Batterie zurückzugehen, misslang. Auf allen Vieren, das Gewehr liegen lassend, erreichte ich die Kameraden. Der Stabwachmeister wunderte sich über mein Erscheinen. Während er mir die Stiefel aufschneid und Beine und Füße mit Schnee und Alkohol einrieb, erfuhr ich, dass ich 4 ½ Stunden auf „verlorenem“ Posten gewesen war. Man hatte in der Batterie von dem Stoßkeil der Panzer erfahren und deshalb keine Ablösung losgeschickt.

Man hatte angenommen, dass ich gefangen worden oder den Kampf mit den Russen verloren hätte. Also tot! – In den Füßen hatte ich immer ein pelziges Gefühl. Deshalb wurde ich entlassen und

erreichte mit dem letzten Eisenbahntransport über Lundenburg – Wien meine Heimat. Dort wurden Erfrierungen meiner Füße 3. Grades festgestellt. Gott sei Dank, wieder zu Hause! – Lieber ein Feigling als ein toter Held!

Steckrüben sind essbar

Am 27. Januar 1945 als Flakhelfer entlassen musste ich ab 1. Februar für sechs Wochen zum RAD (Reichsarbeitsdienst) auf die Hohe Rhön. Von dort Anfang März laut Einberufung auf den Fliegerhorst nach Detmold als Jagdfliegeranwärter. Dort war die Verpflegung äußerst knapp. Deshalb meldete ich mich bei „Freiwillige zum Küchendienst vortreten“ in der Hoffnung, aus der großen Bewerber-schar ausgewählt zu werden. Der Küchenchef suchte aus. Mich ließ er zurücktreten ins Glied mit der Bemerkung: „Du bist zu lang und zu dürr, Du würdest mir beim Kartoffelschälen alles auf-fressen!“

Die Schar der hungrigen Mäuler war groß. Einer hatte ausbaldowert, dass im nahe gelegenen Gutshof neben dem Flugplatz eine Miete mit Steckrüben war. Erst waren es wenige, dann wurden es immer mehr, die zu den Rüben schlichen und aus dem freigelegten Loch die rettichartigen Gebilde entnahmen. Auch ich hatte mich der Meute angeschlossen und musste feststellen, die Rüben munden einem Hungrigen besser als vermutet. – Innerhalb von 14 Tagen waren alle Rüben aufge-gessen.

Den Engländern entwischt

Vom 15.–17. April waren wir Kriegsgefangene auf dem Sportplatz in Bielefeld unter englischer

Bewachung. Spät abends wurden wir in Güterwagen verladen, immer etwa 60 Mann in einem Wagen. Wir sollten zum Wiederaufbau und Zwangsarbeit nach Frankreich gebracht werden. Während der Fahrt beobachtete ich die Landschaft im hellen Mondschein. Die Schienenstöße verrieten mir die Geschwindigkeit des Güterzuges, der etwa mit 60 km durch die Gegend zuckelte. Wir waren entschlossen zu flüchten. Der Waggon war etwa 1,80 hoch. Nach einem Klimmzug und Aufschwung kam ich auf die Kante des Wagens und sprang ab. Über eine vielleicht drei Meter hohe Böschung flog ich mehr als fünf Meter weit in einen Grasstreifen am Waldrand. Landen, eine Rolle vorwärts und – ein Flieger steht. Gelungen wie geübt. Meinem Kameraden aus Ludwigsburg war der Absprung ebenfalls gelungen. Mit Hilfe einer durchgeschmuggelten englischen Fliegerkarte, auf Seide gedruckt, stellten wir bei den nächsten Ortschaften fest, dass wir kurz vor Gütersloh abgesprungen waren.

Es gelang uns, zwei Fahrräder zu „organisieren“, mit denen wir auf abenteuerliche Weise in zehn Tagen 600 km zurücklegten – das letzte Stück zu Fuß, weil in der französischen Zone die Räder abgeliefert werden mussten (deshalb hatten wir sie in Hohenstein in einer Scheune versteckt) und kamen glücklich zu Hause an.